
Heiner Bielefeldt

Angst vor dem Islam: Abgrenzungsbilder und Ausgrenzungsmechanismen

◆ Durch Migration ist der Islam in West- und Mitteleuropa, besonders auch in den deutschsprachigen Ländern, zu einer festen Größe geworden. Mit seiner steigenden Bedeutung geht freilich auch eine Art diffuser Angst vor diesem bis hin zur expliziten Islamophobie einher. Heiner Bielefeldt, renommierter Politologe und Philosoph, Menschenrechtler und Sonderberichterstatter der UNO für Religions- und Weltanschauungsfreiheit, analysiert die Entstehung von Abgrenzungsbildern und antiislamischen Resentiments. Demgegenüber plädiert er für eine aufgeklärte Debattenkultur, die differenzierte Wahrnehmung und Gesprächsbereitschaft einschließt.

(Redaktion)

1 Antimuslimische Vorurteile und Ressentiments

Muslime sehen sich in Westeuropa vielfach hartnäckigen Vorurteilen ausgesetzt, und es schlagen ihnen gelegentlich heftige Ressentiments entgegen.¹ Die Ursachen dafür sind komplex: Bei lokalen Moscheebaukonflikten mischen sich Überfremdungsängste, die oft auch politisch angeheizt und ausgebaut werden, typischerweise mit sozialer Frustration in niedergehenden Stadtvierteln. Integrationsprobleme in Schule, Nachbarschaft und Beruf verstärken ein vielfach schon vorhandenes Misstrauen gegenüber Einwanderern im Allgemeinen und Muslimen im Besonderen. In der Kontroverse um das Kopftuch oder den Niqab kommen Besorgnisse zu Wort, dass mühsam erarbeitete emanzipatorische Errungenschaften, insbesondere die Gleichberechtigung der Geschlechter durch religiös gestützte

autoritäre Milieustrukturen konterkariert werden könnten, unter denen vor allem Frauen und Mädchen leiden. Fernsehbilder einer orchestrierten Empörung über die Mohammed-Karikaturen wecken Befürchtungen, die Präsenz des Islams könnte die liberale Kultur der westlichen Gesellschaften unterminieren – eine Befürchtung, die für manche wiederum zum Anlass wird, die Veröffentlichung der Karikaturen zum Testfall liberaler Selbstbehauptung zu stilisieren. Über all dem schwebt schließlich die Angst vor terroristischen Gewaltakten, welche die Islamdebatte seit dem 11. September 2001 überschattet und durch die Anschläge von Madrid und London sowie durch Berichte über geplante, aber verhinderte Attentate weiter genährt worden ist.

Eher skeptische und teils feindselige Einstellungen gegenüber dem Islam finden sich in allen politischen Lagern und in den verschiedensten Milieus der Gesellschaft.

¹ Vgl. Wolfgang Benz, *Die Feinde aus dem Morgenland. Wie die Angst vor den Muslimen unsere Demokratie gefährdet*, München 2012.

Dies hat damit zu tun, dass hinter den Vorbehalten gegenüber dem Islam eben ganz unterschiedliche Motive stehen, die von konservativen Ängsten um die gewachsene kulturelle Identität dieser Gesellschaft über Befürchtungen hinsichtlich der inneren Sicherheit bis hin zu Sorgen um die Wahrung emanzipatorischer Errungenschaften reichen. Während manche Äußerungen an alte Muster einer Abgrenzung des christlich geprägten Abendlands gegenüber dem Orient anknüpfen,² sehen andere im Islam eine Gefährdung moderner Aufklärung und Liberalität.³ In beiden Fällen steht der Islam für „das Andere“: entweder für eine fremde Religion aus dem Osten oder für den Autoritarismus vormoderner Lebensformen. Vor allem in rechtskonservativen Kreisen verbindet sich die Angst vor dem Islam mit demografischen Krisenszenarien, die unter Hinweis auf unterschiedliche Geburtenraten von Muslimen und Nicht-Muslimen eine „schleichende Islamisierung“ der Gesellschaft oder gar ein in den nächsten Jahrzehnten entstehendes „Eurabien“ an die Wand malen.⁴ Hinter manchen ablehnenden Äußerungen über Muslime verbirgt sich auch eine eher „links“ intonierte Religionskritik, womöglich mit Relikten marxistischer Ideologie gespickt, für die der Islam mittlerweile weit mehr als das Christentum das Paradigma militanter Religiosität abgibt.

2 Traditionelle und moderne Abgrenzungsbilder

Die Vorbehalte gegenüber dem Islam sind also facettenreich. Idealtypisch lässt sich ein traditionelles von einem modernen Fremdbild unterscheiden. Die traditionelle Variante knüpft an die alte Dichotomie von Abendland und Morgenland bzw. von Christentum und Islam an. Im Hintergrund steht eine mehr als tausendjährige Tradition christlicher Polemik.⁵ Sie setzte im 8. Jahrhundert in den Kampfschriften des Johannes von Damaskus gegen den „Lügenpropheten“ Mohammed ein, wurde über die Jahrhunderte hinweg durch Kreuzzüge und Reconquista politisch befeuert und fand Ausdruck in Luthers Beleidigungen gegen die Türken genauso wie in katholischen Bittgebeten der frühen Neuzeit. Auch im Widerstand gegen die Belagerungen Wiens durch die Türken und in den habsburgischen Türkenkriegen des 17. und 18. Jahrhunderts ging es ideologisch stets um Selbstbehauptung des christlichen Abendlands. Noch Samuel Huntington, der in seinem Buch über den „Clash of Civilizations“ immer wieder aus Oswald Spenglers „Untergang des Abendlands“ zitiert, bleibt in den ideologischen Mustern einer angeblichen Wesensdifferenz zwischen christlich geprägtem Westen und der Welt des Islams stecken.⁶

² Vgl. z. B. Christian Hillgruber, Der deutsche Kulturstaat und der muslimische Kulturimport. Die Antwort des Grundgesetzes auf eine religiöse Herausforderung, in: *Juristenzeitung* 11 (1999), 538–547.

³ Dafür stehen insbesondere die Schriften von Bassam Tibi. Vgl. beispielsweise Bassam Tibi, Europa ohne Identität. Leitkultur oder Wertebeliebigkeit, München 1998; ders., Im Schatten Allahs. Der Islam und die Menschenrechte. Erweiterte Neuauflage, Düsseldorf 2003.

⁴ Vgl. z. B. Udo Ulfkotte, Heiliger Krieg in Europa. Wie die radikale Muslimbruderschaft unsere Gesellschaft bedroht, Frankfurt a. M. 2007, 20ff.

⁵ Vgl. dazu Ludwig Hagemann, Christentum contra Islam. Eine Geschichte gescheiterter Beziehungen, Darmstadt 1999.

⁶ Vgl. Samuel P. Huntington, The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order, New York 1996.

Facetten der traditionellen christlichen Islamabwehr schwingen in vielen skeptischen oder ablehnenden Äußerungen zum Islam mit. Sie sind aber vielfach überlagert durch eine andere Variante des Fremdbilds, die mittlerweile durchschlagender wirken dürfte als die traditionelle christlich geprägte Polemik. Demnach wird der Islam als eine „vormoderne“ Religion oder Kultur gesehen, die mit den Errungenschaften westlicher Aufklärung und Moderne letztlich nicht kompatibel sei. An die Stelle des vom Islam bedrohten christlichen Abendlands tritt als positiver Bezugspunkt in diesem neueren Fremdbild die westliche Moderne, von der wiederum unterstellt wird, dass sie durch den Islam herausgefordert sei. Während in der traditionell christlich geprägten anti-islamischen Polemik der Gott des Korans typischerweise mit dem Gott der Bibel kontrastiert wurde, ist für die neuere Variante der Islamkritik kennzeichnend, dass sie eher mit der Gegenüberstellung von Koran und den Artikeln moderner europäischer Verfassungen operiert. Auf diese Weise entstehen Kontrasteffekte, welche die Verfassungswidrigkeit bzw. Aufklärungsresistenz des Islam belegen sollen.⁷ Abgrenzung gegenüber Muslimen trägt in Westeuropa heute somit vielfach die paradoxen Züge einer Grenzziehung – und damit auch Ausgrenzung – im Namen von Moderne, Aufklärung, ja Liberalität. Ausgerechnet die Berufung auf liberale Errungenschaften wird zum Vor-

wand, bestimmten Menschen die gleichberechtigte Mitwirkung an der Gesellschaft zu verweigern oder zu erschweren, weil man ihnen aufgrund ihrer religiösen Orientierung eine gleichsam essenzielle Aufklärungsresistenz oder gar Illiberalität zuschreibt.

3 Zuschreibung einer negativen kollektiven Mentalität

Muslimfeindlichkeit zeigt sich in unterschiedlichen Formen: in verächtlichem Gerede, in stereotypischer Medienberichterstattung, in Bürgerprotesten gegen Moscheebauprojekte, in diskriminierenden Praktiken und Strukturen auf dem Arbeitsmarkt, Wohnungsmarkt und in anderen gesellschaftlichen Institutionen, gelegentlich auch in Akten symbolischer oder sogar physischer Gewalt. Empirische Befragungen haben ergeben, dass viele Muslime in unseren Breiten vor allem unter *kollektiven Zuschreibungen* leiden, die mit einer negativen Wahrnehmung des Islam und seiner Anhängerschaft einhergehen.⁸ Dies ist ein bemerkenswerter Befund. Ablehnung und Feindseligkeit, die Muslimen entgegen schlagen, haben demnach anscheinend eher wenig mit der tatsächlichen religiösen Praxis der Betroffenen zu tun. Ganz unabhängig davon, ob Menschen die Fastengebote im Ramadan einhalten, sich freitags in die Moschee begeben, den Koran lesen oder

⁷ Vgl. zum Beispiel: *Bundesverband der Bürgerbewegungen zur Bewahrung von Demokratie, Heimat und Menschenrechten e.V.*, Bedrohte Freiheit. Der Koran in Spannung zu den Grund- und Freiheitsrechten in der Bundesrepublik Deutschland sowie zu internationalen Rechtsnormen und Verträgen. Arbeitshilfe für die geistige Auseinandersetzung mit dem Islam, Berlin ³2004.

⁸ Vgl. *Bundesministerium des Inneren*, Muslime in Deutschland. Integration, Integrationsbarrieren, Religion und Einstellungen zu Demokratie, Rechtsstaat und politisch-religiös motivierter Gewalt, bearbeitet von Karin Brettfeld und Peter Wetzel, Berlin 2007, 109. Vgl. *EU Fundamental Rights Agency*, European Union Minorities and Discrimination Survey. Data in Focus Report: Muslims, Wien 2009.

sich überhaupt als gläubige Muslime verstehen, sie erleben vor allem aufgrund ihrer familiären bzw. ethnischen Herkunft oder allein schon aufgrund ihres „muslimisch klingenden“ Namens Vorbehalte und Misstrauen. Mit anderen Worten: Muslimfeindschaft hat eine stark „ethnisierende“ Komponente. Die (tatsächliche oder vermutete) Herkunft spielt, so scheint es, eine größere Rolle als die persönliche religiöse Praxis.

Wenn diese Annahme stimmt, wäre dies ein Argument dafür, die harten Manifestationen von Muslimfeindlichkeit gegebenenfalls auch als „anti-muslimischen Rassismus“ zu bezeichnen.⁹ Es kennzeichnet den Rassismus jedweder Art, dass er die Menschen ent-individualisiert und damit zugleich ent-personalisiert. Der konkrete Mensch verliert gleichsam sein Gesicht, indem er schlicht einer imaginären und mit negativen Eigenschaften assoziierten Kollektivgröße eingeordnet wird. Persönliche Biografien, individuelle Eigenschaften und Lebensweisen, persönliche Überzeugungen und Haltungen und eben auch die persönliche religiöse Praxis werden abgeblendet und verschwinden hinter einer zugeschriebenen kollektiven Mentalität: „Die sind halt so.“ Ob solche Kollektiv-Größen anhand von (angeblichen) biologischen Merkmalen konstruiert werden oder ob kulturelle oder religiöse Differenzen zum Anlass genommen werden, Mauern zu bauen zwischen „uns“ und „den anderen“, ist demgegenüber von sekundärer Bedeutung.¹⁰ Entscheidend ist vielmehr der Härtegrad in der Zuschreibung einer kollektiven Mentalität, die im Grenzfall

Züge schicksalhafter Unentrinnbarkeit annimmt und den betroffenen Menschen ihr Selbstsein, ihre Freiheit und ihre Gleichberechtigung abspricht.

Umso wichtiger wäre es, Differenzierungen deutlich zu machen, die der realen Vielfalt individueller Lebenswege, Haltungen und Überzeugungen Raum geben. Nur in einer differenzierten Wahrnehmung verbleibt den Menschen die Chance, „Gesicht zu zeigen“, d.h. sich als individuelle Persönlichkeiten zu präsentieren und mit ihren je eigenen Ansichten Gehör zu finden. Bei der Beobachtung der öffentlichen Islamdebatte gewinnt man indessen in der Tat den Eindruck, dass begriffliche Differenzierungen – etwa zwischen Islam, Islamismus und Terrorismus – zwar vorgenommen werden, oft aber *eigentlich abstrakt und folgenlos* bleiben. Der Grund dürfte darin bestehen, dass Erscheinungsformen religiösen Autoritarismus oder einer religiös motivierten terroristischen Gewalt als besonders symptomatisch für den Islam angesehen werden, dessen „wahres Wesen“ sich darin angeblich immer wieder zeige.¹¹ Die Tatsache, dass eine große Mehrheit der Muslime keineswegs fanatisch oder undemokratisch eingestellt ist, wird damit als *Faktum* zwar nicht bestritten, entfaltet jedoch in einer solchen vorurteilsgeleiteten Sichtweise keine durchgreifende Bedeutung. Die unterschiedlichen Formen muslimischen Lebens – von mystischen Ausprägungen über die traditionelle Volksfrömmigkeit bis hin zu Projekten eines dezidiert liberalen oder auch feministischen Reformislam – ver-

⁹ Vgl. Jürgen Micksch (Hg.), Antimuslimischer Rassismus. Konflikte als Chance, Frankfurt a. M. 2009.

¹⁰ Die Geschichte des Rassismus kennt von Anfang an neben biologistischen auch kulturalistische Ausgrenzungsmuster. Vgl. Karin Priester, Rassismus. Eine Sozialgeschichte, Leipzig 2003.

¹¹ Vgl. z. B. Rainer Glagow, Strukturen, Inhalte und Aktivitäten des islamischen Fundamentalismus, in: Studienzentrum Weikersheim (Hg.), Der fundamentalistische Islam. Wesen – Strategie –

bleiben vielmehr im Halbschatten des vermeintlich „eigentlichen“ Islam, der nach wie vor eher mit Fanatismus, Autoritarismus und Militanz assoziiert wird.

Da der Islam an sich in der Öffentlichkeit oft mit antiliberalen Haltungen und Praktiken in Verbindung gebracht wird, müssen vor allem liberale Musliminnen und Muslime immer wieder erleben, dass man entweder ihre (hier im weitesten Wortsinne verstandene) Liberalität oder ihre islamische Identität nicht wirklich ernst nimmt. Im ersten Fall erscheint ihre liberale Einstellung und Lebensweise als zweifelhaft oder potenziell gefährdet – so als drohe ihnen infolge ihrer religiösen Prägung gleichsam natürlicherweise stets der Rückfall in autoritäres Denken und Handeln. Im zweiten Fall müssen sie sich anhören, dass sie doch gar keine „echten“ Muslime mehr seien. Eine solche gelegentlich auch als Kompliment gemeinte Zuschreibung berührt sich paradoixerweise mit den Vorwürfen, die liberalen Muslimen aus dem traditionalistischen oder fundamentalistischen Milieu-Umfeld entgegenzschlagen. Mit anderen Worten: Liberale oder moderate Muslime werden entweder im Vorfeld eines „eigentlichen“, vermeintlich militanten Islam verortet, oder sie gelten als dem Islam bereits weitgehend entfremdet. Dass in Europa viele Millionen von Menschen leben, die sich als Muslime verstehen und gleichzeitig zu freiheitlichen Verfassungsprinzipien bekennen und ein solches Bekenntnis mit großer Selbstverständlichkeit auch lebenspraktisch verkörpern, wird durch die leitende Vorstellung eines „eigentlich“ antiliberalen Islam im

Grunde aus dem Zentrum der Wahrnehmung abgedrängt.

Im buchstäblichen Sinne fatal wird es darüber hinaus, sobald die „Taqiyya“ ins Spiel gebracht wird – eine, wie behauptet worden ist, „ausdrücklich religiös sanktionierte Erlaubnis zu Täuschung und Verstellung in der Auseinandersetzung mit ‚Ungläubigen‘“¹². Dies ist deshalb ein besonders perfides Ausgrenzungsmuster gegenüber Muslimen, weil es nicht mehr um konkrete, individuelle „Vorwürfe“ geht, mit denen man sich auseinandersetzen kann und für die der Beweis anzutreten ist, sondern um die Zuschreibung einer gleichsam *strukturellen Verlogenheit*. Damit aber wird einer Logik des kollektiven Verdachts der Weg bereitet, aus der man, wenn man sich einmal auf sie eingelassen hat, nicht mehr leicht herausfindet. Denn solcher Verdacht macht sich nicht an konkretem Handeln von Menschen fest, für das man Belege bringen müsste, sondern basiert auf der Unterstellung einer in einer „muslimischen Mentalität“ angeblich kollektiv verankerten *prinzipiellen Unwahrhaftigkeit*. Dies aber nimmt den betroffenen Menschen von vornherein jede Chance, sich als respektable Gesprächspartner zu präsentieren und Gegenargumente mit der Chance auf Gehör vorzutragen.

4 Kriterien einer aufgeklärten Debattenkultur

Es gibt keine Alternative zur Aufklärung. Darin sind sich fast alle einig. Was aber heißt das? Es fällt auf, dass der Begriff der

Abwehr, Weikersheim 1999, 9–41, hier 20: „Der Islam hat – zurückgehend auf viele Koranverse und auf die Vorbildfunktion seines Propheten als Feldherr und Kämpfer für den Islam – ein anderes Verhältnis zur Gewalt als andere Religionen.“

¹² Ralph Giordano, Nicht die Moschee, der Islam ist das Problem, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung (FAS) vom 12.08.2007, 13.

Aufklärung in islamkritischen Beiträgen vielfach eine aggressiv-kulturkämpferische Pointierung erfährt.¹³ Die Berufung auf die Aufklärung dient dabei einerseits zur Grenzziehung gegenüber dem Islam, der pauschal als unaufgeklärt bezeichnet wird, während man sich selbst gleichsam in einem post-aufklärerischen Zustand wähnt. Andererseits bietet sie den Vorwand dafür, gegen die vermeintlichen Tabus der „political correctness“ eine provokative Klartextsemantik zu bedienen, die für Differenzierungen keinen Raum lässt und nicht selten in pure Gehässigkeit abrutscht.¹⁴ Eine „Aufklärung“, die im Gestus des beherzten Tabubruchs Ressentiments gegen Minderheiten schürt, wäre allerdings eine Karikatur dessen, was Kant einmal unter Aufklärung verstanden hat, nämlich einen selbstkritischen Lernprozess im nie endenden Bemühen um persönliche und gesellschaftliche Freiheit.

Aufklärung impliziert Fairness. Genau deshalb verlangt sie auch die Bereitschaft zur Differenzierung. Es geht um die Fähigkeit, hinzuschauen und hinzuhören, für Zwischentöne offen zu sein und die Individuen mit ihren jeweiligen Sichtweisen nicht vorschnell einem Lager zuzuschlagen oder gar einer vermeintlich unveränderlichen kollektiven Mentalität zu subsumieren. Differenzierungsbereitschaft ist in diesem Sinne mehr als ein akademisches Postulat, nämlich zuallererst ein *Fairnessgebot*. Dies gilt auch für die Rede vom Islam. Es geht dabei nicht etwa um Schönfärberei

oder Bagatellisierung bestehender Probleme in der Einwanderungsgesellschaft, die auch autoritäre Milieustrukturen hervorgebracht hat, sondern um angemessene Präzision in Beschreibung und Analyse. In jeder Kopftuchträgerin ein potenzielles Opfer oder eine potentielle Komplizin autoritärer *family values* zu sehen, wäre ähnlich absurd wie die Unterstellung, die meisten Muslime hegten heimliche Sympathie für terroristische Selbstmordattentäter.

Ein differenzierter Blick auf den Islam in Deutschland und Österreich, auf seine verschiedenen Strömungen sowie auf die vielfältigen Einstellungen und Lebensformen von Muslimen eröffnet eine im Grunde triviale Einsicht, die zugleich aber die Prämisse jedweder Aufklärung bildet und deren Bedeutung deshalb nicht unterschätzt werden darf: Es ist dies die Einsicht, dass Menschen auch hinsichtlich ihrer religiösen Einstellungen und Praktiken *handelnde Subjekte* sind. Menschen sind nicht nur „Angehörige“ einer Religion, deren Vorgaben sie passiv übernehmen, sondern sie verändern und entwickeln sich in ihren religiösen Mentalitäten und Identitäten – wobei niemand den Ausgang solcher Entwicklungen sicher prognostizieren kann.

Aus dem Differenzierungspostulat folgt, dass die für eine liberale, aufgeklärte Debattenkultur entscheidende Trennlinie nicht zwischen „freundlichen“ und „unfreundlichen“ Darstellungen des Islams verläuft, sondern zwischen Offenheit und Klischee. Wichtig ist vor allem eine fun-

¹³ Bassam Tibi verwendet den Begriff der Aufklärung schon seit vielen Jahren häufig in scharf polarisierender Weise. In seinen Büchern erfährt die umstrittene Huntington-These vom „clash of civilizations“ zwischen Westen und Islam eine gleichsam modernisierungstheoretische Wendung als Antagonismus zwischen westlicher Moderne und islamischer Vormoderne. Vgl. *Bassam Tibi*, Krieg der Zivilisationen. Politik und Religion zwischen Vernunft und Fundamentalismus, Hamburg 1995.

¹⁴ Verwiesen sei nur auf die Website „Politically Incorrect“, die sich vor allem dem Kampf gegen den Islam verschrieben hat. Vgl. <http://politicallyincorrect.de>.

dierte Empirie. Ein in der Gesellschaft bestehendes Misstrauen gegenüber Muslimen wird sich kaum durch reklameartige Auflistung von *best practice*-Beispielen überwinden lassen, sondern eher durch nüchternen Realismus, bei dem alle Probleme auf den Tisch kommen – aber eben ohne Selbstgerechtigkeit und im Bemühen um Fairness und Genauigkeit. Daran fehlt es vielfach. Reißerische Buchtitel wie „Tödliche Toleranz“¹⁵ schüren nur Ängste und tragen zum Verständnis und zur Bewältigung bestehender Probleme nichts bei.

Das Differenzierungsgebot betrifft auch die Wahl der Kategorien, die so gestaltet sein sollten, dass sie der Vielfalt der Positionen und Lebenswege überhaupt Raum geben können. Das Fatale an einer polarisierenden Kultukampfrhetorik besteht ja nicht in der ihr eigenen Emotionalität (warum soll es nicht ab und zu hitzig werden dürfen?), sondern darin, dass sie viele Menschen unter den Druck eines radikalen Entweder-Oder setzt, das ihnen meistens gar nicht gerecht wird. Sie sollen sich entscheiden: Religiosität oder Moderne, familiäre Loyalität oder gesellschaftliche Integration, Kopftuch oder Emanzipation, Herkunft oder Zukunft. Dass es viele Lebenswege gibt, die sich mit solchen Alternativstellungen nicht angemessen beschreiben lassen, gerät aus dem Blick, und wer sich dem schlichten dichotomen Schema nicht fügen will, wird schnell des Eskapismus verdächtigt. Auch die Aufklärung kennt eben unterschiedliche Wege, und für

den Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit gibt es weder eine allgemein verbindliche Wegbeschreibung noch eine Versicherung zum Schutz vor Abwegen, Verirrungen und Verweigerungen.¹⁶

Das wichtigste Kriterium von Aufklärung besteht aber in der Gesprächsbereitschaft. Natürlich verlaufen Gespräche nicht immer erfreulich, und es gibt keine Garantie für Verständigung und Erfolg. Dennoch erweisen sich Gespräche als das beste Mittel, um Vorurteile zu überwinden und den „anderen“ als individuelle Person und eben nicht nur als Exemplar eines fremden Kollektivs zu erleben. Gespräche sollten nicht ausschließlich unter interreligiösen Vorzeichen stattfinden – etwa zwischen Muslimen und Christen –, sondern zum Beispiel auch als Nachbarschaftsgespräche. Am ertragreichsten sind oft Gespräche, die auf die praktische Bewältigung gemeinsamer Probleme – beispielsweise in der Kommune – zielen. Daran besteht ja eigentlich kein Mangel.

Der Autor: geb. 1958, studierte Philosophie, Theologie und Geschichte. Nach Lehrtätigkeit an verschiedenen Universitäten im In- und Ausland amtierte er von 2003 bis 2009 als Direktor des Deutschen Instituts für Menschenrechte. Seit Wintersemester 2009/10 hat er den neu geschaffenen Lehrstuhl für Menschenrechte und Menschenrechtspolitik inne. Zusätzlich fungiert er seit August 2010 als UN-Sonderberichterstatter für Religions- und Weltanschauungsfreiheit.

¹⁵ Vgl. Günter Lachmann, Tödliche Toleranz. Die Muslime und unsere offene Gesellschaft, München 2005. Auf dem Cover dieses Buches wird die deutsche Flagge von einem islamischen Halbmond durchschnitten.

¹⁶ Dichotome Kategorien, die den Phänomenen oft nicht gerecht werden, durchziehen auch die zahlreichen Schriften Bassam Tibis. Dass dessen Projekt eines „Euro-Islams“ unter Muslimen kaum Zustimmung finden konnte, ist deshalb nicht überraschend. Vgl. z. B. Bassam Tibi, Europa ohne Identität. Leitkultur oder Wertebeliebigkeit, München 1998; ders., Im Schatten Allahs. Der Islam und die Menschenrechte. Erweiterte Neuausgabe, Düsseldorf 2003.